...ä 100 g
...nuss) MK. 0.90
...TALEN

...eröffnet.

...Anfang
...unft m. Predigt
...tesdienst.

...Mark
...20. Mai.
...de in die Ge-
...Zweigstelle
...ferben beiden
...in einen Re-
...e von 17 000
...Minuten ge-

...gesichert, er war nach dem Urteil des Literarhistorikers Adolf Bartels „wohl das größte, jedenfalls das feinste Talent unter den politischen Lyrikern". Und trotzdem, Dingelstedt wäre heute außerhalb der Donaustadt Wien, wo er, als Direktor des Burgtheaters hochgefeiert und in den erblichen Freiherrn-

...stand erhoben, am 15. Mai 1881 starb, wohl längst vergessen, wenn er in seinen Jugendjahren nicht in dem kleinen Gasthaus bei Rinteln das schwermütig-sentimentale Gedicht verbrochen hätte, das als Weserlied fortleben wird: „Hier hab' ich so manches liebe Mal . . ."

...ÜBER 1.50 RM
...jedes Kind
...bei längerer

...sowie in der
...zu leisten.

...Gesellschaft.

...RM
...zugelassen,

...4½
...4½
...4½
...4½

...Bekanntmachung
...Kreis
...239. Tag
...t geöffnet

...Zubehör
...Angebote
...Expedition.

...Stahlmatr.
...Teilzahlg.
...Thür-

Eine Menschheitsgeißel

Zwischen Venezuela und Trinidad liegt ein von der Natur mit seltener Schönheit ausgestattetes Eiland. Wohin das Auge blickt, sieht es Landschaften von märchenhafter Schönheit. Hier fesselt das azurblaue Meer, dort eine üppige Vegetation, die Berg und Tal, Wald und Wiese in nie geahnter Pracht zu einem wundervollen Ganzen vereinigt.

Es ist die Insel Chacachacara, die im Golf von Paria gelegen ist und mit Recht paradiesisch genannt werden kann. Aber — was sie birgt, ist Grausen und wer sie kennt, wendet Fuß und Blick von hinnen. Warum? Weil sie die englische Leprastation beherbergt und die Unglücklichen aufnimmt, die sehenden Auges einem sicheren Tode oft jahrzehntelang entgegensiechen.

Nur mit Mühe kann man sich des Entsetzens und des Elends Größe vorstellen, das auf der Insel Chacachacara seit nunmehr 70 Jahren herrscht. Im Jahre 1860 gründete England in Cocorita, einem Ort nahe der Landeshauptstadt von Trinidad, eine „Station" für Aussätzige. Aber es fand sich kein geeignetes Personal für die Pflege der Leprakranken, und der englische Gouverneur sah sein humanes Werk bedroht. Da wandte er sich an Frankreich und bat die Regierung um Entsendung einiger Dominikanerinnen, die sich zunächst auf privatem Wege zur Hilfeleistung bei den Leprakranken bereit erklärt hatten. Das Domizil der Dominikanerinnen befand sich und befindet sich noch heute in Etrépagny, einem Ort des südlichen Frankreichs! Das Ordenskapitel sagte zu und mehrere Schwestern übersiedelten von Etrépaany nach Cocorita. wo sich die Station befand und wo nun ein Kloster errichtet wurde — aus Dankbarkeit für die England angediehene Hilfe.

Aber die Aussätzigen schaffte man samt und sonders nach Chacachacara, das Paradies und Hölle zugleich wurde. Da die Schar der Aussätzigen ebenso groß wie verschiedenartig an Rasse und Gebräuchen war, mußten die Dominikanerinnen zunächst Unterricht in der Sprache und in den Sitten der Kranken erhalten.

Das erforderte Mühe und Opfer zugleich. Eine ganze Anzahl von treuen Dominikanerinnen mußte ihr menschenfreundliches Werk mit dem Tode büßen. Von den ersten 15 Schwestern, die von Frankreich kamen, erlebten nur 6 die Uebersiedlung der Aussätzigen von Cocorita zur Insel Chacachacara. Aber die Opfer waren nicht umsonst gebracht.

Heute nach 70 Jahren — im Jahre 1861 wurde die Aussätzigenstation auf dem Eiland eröffnet — ist die stille aufopfernde Tätigkeit der Dominikanerinnen längst nicht nur in Frankreich und England, sondern in der ganzen Kulturwelt anerkannt.

20 Schwestern teilen sich heute den Dienst den armen Leprakranken gegenüber. Außer 15 Französinnen sind 2 Polinnen und je eine portugiesische, eine englische und — eine deutsche Ordensschwester tätig.

Tagtäglich fahren die Schwestern mit einem Motorboot von Cocorita nach der Insel des Grauens. In zwei Schichten wechseln sie sich in ihrer Liebestätigkeit ab und dienen — still und ergeben — der Menschheit da, wo, wie selten irdische Hilfe vergeblich ist. —

H. B.

Das Bahrtuch des Erlösers

Aus Turin wird der „Frankfurter Zeitung" berichtet: Die ehemalige Hauptstadt des Königsreichs Sardinien ist jetzt das Ziel zahlreicher Pilger und Wallfahrer. Am vorigen Sonntag ist dort unter Teilnahme des italienischen Kronprinzenpaares, vieler anderer Prinzen des Hauses Savoyen und von 19 Bischöfen die feierliche Ausstellung der „Santa Sindone", des in einer unmittelbar an das Königsschloß anstoßenden Kapelle aufbewahrten Bahrtuchs des Erlösers, erfolgt Die Ueberlieferung dieser Reliquie folgt dem Johannis-Evangelium. Nachdem ein Soldat dem Gekreuzigten die Lanze in die Seite gestoßen hatte, so daß Blut und Wasser herausflossen, brachte Josef von Arimathia den Leichnam weg. Es kam aber auch Nikodemus und brachte Myrrhe und Aloe untereinander gemischt. Dann nahmen sie den Leichnam Jesu und banden ihn samt den Gewürzen in Linnen.

Das Turiner Bahrtuch, das aus demselben Leinen und von derselben Bindung ist, wie die in den Gräbern Aegyptens gefundenen Leichentücher, weist deutlich die Spuren eines dieser Prozedur unterworfenen menschlichen Körpers auf. Sie sind stärker an den Stellen, wo das volle Gewicht des Körpers ruhte, aber auch die Züge des Gesichts sind zu erkennen. Die rotbraune Farbe des Eindruckes soll hauptsächlich von den im Aloe enthaltenen Farbstoffe herrühren, irgendwelche Spuren von der Arbeit eines Pinsels sind nicht zu erkennen, aber trotzdem hat die Diskussion über die Echtheit der Reliquie nie aufgehört. Auf dem über 4 Meter langen Bahrtuch ist der menschliche Körper zweimal in voller Länge eingedrückt. Alle Zeichen der Passion und des Martyriums erscheinen mit beklemmendem Verismus: die geschwollene Nase, die aufgeblähten Backen, das eingeschlagene Jochbein, die Wunde an der linken Hand, die Wundmale der Füße, die Blutflecken auf Stirn und Nacken, die durch die Last der Dornenkrone von Blut triefenden Haare und der Lanzenstich an der linken Seite.

Höchst wunderbar ist auch die Geschichte, die von dieser Reliquie überliefert wird Keine geringere als die Heilige Helena, die Mutter Konstantins des Großen, soll sie gefunden haben, als sie ihre Pilgerfahrt nach dem Heiligen Land machte und von dort auch das Holz vom Kreuze Christi zurückbrachte. Das Heilige Bahrtuch wurde von ihr einer Kirche in Konstantinopel anvertraut. Nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Muselmanen hat es der Bischof von Troyes nach seiner Heimat gebracht und in dem Orte Lirey aufbewahrt, wo ihr zu Ehren eine Marienkirche gebaut wurde. Schließlich kam das Heilige Bahrtuch 1453 in die Hände Ludwigs von Savoyen und seiner Gemahlin Anna von Hessen. Mit dem Hause Savoyen zog es 1578 in die Hauptstadt Piemonts. Hier wurde es nur bei den allerfeierlichsten Gelegenheiten ausgestellt, seit hundert Jahren nur dreimal: 1841 wegen der Hochzeit Viktor Emanuels mit Maria Adelaide, 1868 wegen der Hochzeit des späteren Königs Humbert mit Margherita, 1898 in der Ausstellung für kirchliche Kunst.

Die gegenwärtige Ausstellung ist durch die vorjährige Hochzeit des italienischen Kronprinzenpaares veranlaßt. Nach feierlicher Prozession, an der der Turiner kronprinzliche Hofstaat teilnahm, wurde die silberne Urne, worin das Bahrtuch aufbewahrt ist, durch die drei dem König selbst, dem Kardinal-Erzbischof von Turin und dem Schloßklerus anvertrauten drei Schlüssel geöffnet. Dann wurde die Reliquie auf einem Gestell am Hauptaltar der Kathedrale angebracht. Die Anordnung ist nun so getroffen, daß das aufgespannte Bahrtuch durch Scheinwerfer stark beleuchtet wird, während sonst das Innere des Gotteshauses in mystischem Dunkel verborgen liegt.

auf der Stelle ...
gefesselt und geknebelt.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 41 **20. Mai 1931** **6. Jahrgang**



Passagier aus dem Flugzeug gestürzt.

ROMAN VON P. WILD

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle 1931

(1. Fortsetzung.)

Im Krankenhause war sie kurz nach ihrer Einlieferung, ohne Papiere — sie war auf der Straße umgefallen — gestorben. Erst später war das Krankenhaus in den Besitz der Papiere gelangt. Man hatte sie dort eingeschickt.

Ein tragischer Zufall, daß zur Zeit ihres Todes ihr Vater ahnungslos in England war.

* * *

Mir gegenüber saß ein gut aussehender, tadellos gepflegter Herr, höflich, elegant, der großes Interesse für meine Persönlichkeit zeigte.

Hinter ihm saß ein zweiter Herr, das Stenogrammheft vor sich und den Bleistift in der Hand, berufen, meine kostbaren Worte aufzuschreiben.

Der Elegante fragte und ich antwortete. Ein Verhör. Seine blitzenden Augen hinter den runden Gläsern der Intelligenzbrille funkelten mich an, als könnten sie alles Körperliche durchdringen. Seine Fragen drangen im Tempo eines Maschinengewehrs pausenlos auf mich ein.

Mein Lebenslauf wurde aufgenommen. Ein paarmal zeigte mir das Heraufziehen der Brauen, daß irgend etwas Besonderes geschehen war — in meinem Leben nämlich. Es fehlte zunächst der akademische Bildungsabschluß. Medizin, Germanistik, Kunstgeschichte, Philosophie — ein ziemliches Durcheinander. Der Abbruch des Studiums und das Fehlen der Doktorwürde gaben meinem Gegenüber Gelegenheit, ein paar Geistesblitze zwischen die Akten zu schreiben.

Ein peinlicher Augenblick kam.

„Finden Sie es nicht merkwürdig, daß Sie, trotz des Sturmes und der Unruhe, die ganze Nacht durchgeschlafen haben?"

„Absolut nicht. Ich benutze die Nacht immer zum Schlafen."

Das war eine Riesendummheit.

„Bei solchem Sturm?"

„O ja! Das bißchen Schaukeln störte mich nicht im geringsten."

„Seltsam", murmelte er halb für sich und spielte mit dem sorgfältig gespitzen, silbernen Bleistift.

„Das ist gar nicht merkwürdig", schränkte ich sein Erstaunen ein. „In der Nacht vorher hatte ich überhaupt nicht geschlafen", trumpfte ich überflüssigerweise auf.

„Trotz Ihrer Gewohnheit, die Nacht zum Schlafen zu benutzen?"

„Ausnahmen bestätigen die Regel." Ich bereute, die Lehre vergessen zu haben: Vor Gericht sage keiner ein unnötiges Wort, sondern gebe nur Antwort auf das, was er gefragt wird.

Statt der erwarteten Beruhigung erreichte ich mit meiner Bemerkung das Gegenteil. Wache Aufmerksamkeit stand in den Zügen meines Gegenübers. Die Brauen gingen hoch. Sein Lächeln wurde sogar zutunlich. Ein böses Zeichen.

„Wo sind Sie denn in dieser Nacht gewesen?"

„Esel", nannte ich mich unwillkürlich selbst. Da hast du's; nun heißt es beichten. Dabei gibt es immer Dinge, die man nicht gern der Oeffentlichkeit übermittelt, auch wenn sie an sich harmlos sind.

„Wo ich gewesen bin? Ja, das weiß ich selbst nicht mehr genau."

Der andere sah mich an, als zweifle er an meiner Zurechnungsfähigkeit oder als gäbe er meine Unschuld endgültig verloren. Dabei hatte ich die Wahrheit gesprochen Wir hatten Entdeckungsfahrten gemacht.

Mit leisem Räuspern markierte er Uebergewicht.

„Bitte, wollen Sie mir Ihre Ausflüge nicht etwas näher beschreiben? Vielleicht entsinnen Sie sich doch noch, wo Sie gewesen sind."

Wie die Augenbrauen spielten!

Eine nette Bescherung, in die ich mich hineingeritten hatte! Schließlich ist der Besuch von Spielklubs und Lasterhöhlen auch kein glänzendes Entlastungsalibi. Besonders der Besuch einer bekannten chinesischen Opiumhöhle, die gleichzeitig als Verbrecherunterschlupf dient, konnte verdächtig erscheinen.

Allerdings hatte ich diesen nächtlichen Rundgang nur zu Studienzwecken für einen neuen Roman unternommen.

Doch wie sollte ich das beweisen?

Ich fühlte fast körperlich, daß sein Verdacht wach geworden war. Das Frage- und Antwortspiel begann abermals. Ich wurde systematisch eingekreist, wie eine Fliege im Netz; da zappelte ich, nachdem ich wahrheitsgemäß erzählt hatte, was ich wußte. Nur keine Namen; die waren mir zumeist entfallen — mein einheimischer Führer wollte mir die Namen und Adressen später übersenden.

„Sie waren in jener Opiumhöhle nur als Zuschauer?"

„Selbstverständlich." Dabei schüttelte ich mich, wenn ich an die Bilder dachte, die diese Rauschgiftler in der Erniedrigung geboten hatten: Männer und Frauen. Wie willenlose Tiere hatten sie dagelegen, geschnarcht, geraucht, blöde gemurmelt. Arm und reich, jung und alt. Die Augen halb offen und verglast. Am schlimmsten sahen diese Menschen beim Erwachen aus. Blöde torkelten sie wie Trunkene, knickten in die Knie ein. Ein schauerliches Bild für den gesunden Menschen.

Interessant war es gewesen, dennoch bereute ich den Besuch jetzt. Mein Gegenüber schien ihn für einen Beweis innerer Haltlosigkeit zu halten.

Zuckendes Aufblitzen seiner Augen. Horchen. Ein Rauschgiftler — also ein gefährlicher Mensch!

Weiter trommelten Worte und Fragen gegen mich, wie das Beklopfen kranker Körperstellen beim Arzt. —

Objektiv genommen hatte diese meine Luftreise eine ungeahnte Auswirkung. Was meine Arbeit nicht fertig gebracht hatte, geschah nun ohne Hilfe meinerseits. Mein Name war plötzlich bekannt.

Der Schriftsteller Hans Hermann unter Mordverdacht! Eine vorzügliche Werbereklame.

Ich bekenne offen: Bis jetzt hatte ich den Wert des Schaffens ebenso falsch eingeschätzt wie das betreffende Lesepublikum. Ich stieg entschieden im Ansehen bei den Leuten. Vielleicht würden sich die Verleger jetzt um meine Werke reißen. Und dann die Honorare!

Welche Aussichten! Und was hatte ich dazu getan? Vorerst nichts.

Ich wurde interviewt! Das war mir auch noch nicht passiert.

* * *

Das englische Ehepaar konnte über das Verschwinden des fünften Passagiers ebenfalls nichts aussagen. Mistreß Cicely Glox konnte einigermaßen glaubhaft nachweisen, daß sie während der ganzen Fahrt sich durchaus egozentrisch mit der Luftkrankheit und ihren Begleiterscheinungen beschäftigt und die kurzen Pausen physischer, äußerster Schwäche im Halbschlaf zugebracht hatte.

„Mir war so elend, daß ich von den Vorgängen um mich herum nicht die geringste Notiz genommen habe, auch kein Interesse dafür gehabt hätte."

Man glaubte es ihr.

Sie sah noch erbarmungswürdig aus. Scheinbar hatte sie noch keine Zeit und Gelegenheit gefunden, die Schönheitsbeschädigungen, die stattgefunden hatten, mit Hilfe des Inhalts ihres Schönheitskösferchens zu beseitigen.

Ihr Gatte ließ mit insularischem Gleichmut alle Fragen über sich ergehen, legte zwischen Frage und Antwort eine angemessene Pause, was seinen kurzen Antworten etwas Bestimmtes, Eindringliches gab.

Dabei sprach er halblaut, quetschte die Worte durch die Zähne, als sei es ihm mühsam, die Lippen voneinander zu lösen.

Auch er vermochte nichts Positives zu sagen. Auch er hatte, wie er versicherte, in der Nacht stark unter der Luftkrankheit gelitten.

Mistreß Cicely Glox bat den Beamten mit rührendem Augenaufschlag, es ihr zu ermöglichen, zu dem in drei Tagen beginnenden Tennisturnier in Genf einzutreffen.

Der Pilot und sein Bealeiter hatten von den Vorgängen im Innern des Flugzeugs nichts wahrgenommen, da ihre ganze Aufmerksamkeit den ungemein schwierigen Flugverhältnissen galt.

Am anderen Morgen. Bedenken waren mir gekommen. Zuerst hatte ich unter dem Eindruck des rätselhaften Verschwindens meines Mitpassagiers mancherlei Einzelheiten der Nacht vergessen.

Nun stand wieder jede Entwicklungsphase des Geschehens vor mir. Jener Augenblick des Eintritts der Erkrankten, als sie durch ein stummes Zwischenspiel ein Bekanntsein mit dem älteren Herrn verriet. Genau verfolgte ich ein Sich-nähern-wollen im ersten Impuls und dann ein Zurückweichen vor dem eisigen, ja verächtlichen Blick des anderen.

Gewohnheitsmäßig hatte ich den mich interessierenden Vorgang scharf beobachtet, ohne zu den Zusammenhängen zwischen den beiden Menschen vordringen zu können.

Jetzt drängte es mich, von dieser wichtigen Tatsache mit dem Untersuchungsrichter zu sprechen. Lag ein Verbrechen vor, was immerhin nicht unmöglich schien, wenn auch alles dagegen sprach? Hatte der Hinweis vielleicht kriminalistisches Interesse?

Aufmerksam hörte der Untersuchungsrichter mich an. Ein paar kurze, sachliche Fragen unterbrachen mich. Ich zeichnete skizzenhaft das Kabineninnere, unsere Plätze, die Möglichkeit, solche Dinge von meinem Platz aus zu bemerken. Alles stimmte.

Lange sah er auf die Zeichnung, kombinierte, dachte nach.

Plötzlich wandte er sich fast ruckhaft zu mir herum:

„Warum haben Sie das gestern verschwiegen?"

„Verschwiegen? Ich sagte Ihnen, daß ich diese Nebensächlichkeiten vergessen hatte. Das Verschwinden des fünften Passagiers in seiner ganzen Furchtbarkeit verdrängte jeden anderen Gedanken."

Mein Gegenüber fuhr in nervösem Tasten über die vor ihm liegenden Akten, neigte sich darüber, täuschte ein Sich-hinein-versenken vor, blätterte mechanisch, nahm ein Blatt, las ...

„Die Akten!" stieß ich zusammenhanglos aus, so daß er verwundert den Kopf hob. Ich sah deutlich den Kopf des anderen in der Kabine über ein Aktenbündel gebeugt.

Hinter blitzenden Brillengläsern streifte mich ein erkannter Blick.

„Bitte, erklären Sie!"

„Wo sind die Akten von Generaldirektor Mürler?"

Er verstand nicht, dachte vielleicht an Personalakten und an eine unzugehörige Neugierde meinerseits, wußte möglicherweise nichts vom Vorhandensein dieser Papiere.

„Welche Akten?"

„Bei meinem Eintritt hatte der Verschwundene ein Aktenbündel in der Hand, durchlas sorgfältig Blatt um Blatt, legte die gelesenen Blätter wieder in die kleine Reisetasche. Sind die Akten gefunden?"

„In der Reisetasche waren nur Toilettengegenstände."

„Wo sind denn die Akten?"

Wir sahen uns an, überrascht — fragend.

„In der Rocktasche?"

„Unmöglich!" Erregung packte mich. Ein mir bis dahin entgangener kriminalistischer Sinn, mein sechster, regte sich.

„Es war ein dickes Bündel — und Aktenformat."

„Es gibt auch große Taschen."

„Nein, die Bogen befanden sich außerdem in einer blauen Papphülle, die keinen Knick aufwies."

Ein scharf prüfender, etwas mißtrauischer Blick traf mich. Seine Hand berührte kaum merkbar einen elektrischen Knopf.

Der Sekretär erschien in der Tür.

„Bringen Sie die Handtasche des verschwundenen Generaldirektors Mürler."

„Jawohl, Herr Untersuchungsrichter."

Schweigend saßen wir uns gegenüber. In Gedanken versunken. Nach kurzer Zeit trat der Sekretär wieder ein, reichte die stark gebrauchte Handtasche dem Untersuchungsrichter.

„Welche anderen Gegenstände des Verschwundenen sind noch in der Kabine gefunden worden?"

„Der Pelzmantel des Herrn Generaldirektors und ein Paar Handschuhe."

„Waren im Mantel Papiere oder Akten?"

„Nein, Herr Untersuchungsrichter. Alles ist aufs Sorgfältigste durchsucht worden; außer den genannten Gegenständen haben wir nichts erhalten. Ich habe das Verzeichnis der Gegenstände mitgebracht. — Bitte." Damit legte er eine Aufzeichnung vor den Richter.

„Es ist gut. Sie können gehen."

Der Untersuchungsrichter öffnete die Tasche — sie enthielt nur ein paar Toilettengegenstände und ein Pyjama.

„Bitte, überzeugen Sie sich selbst."

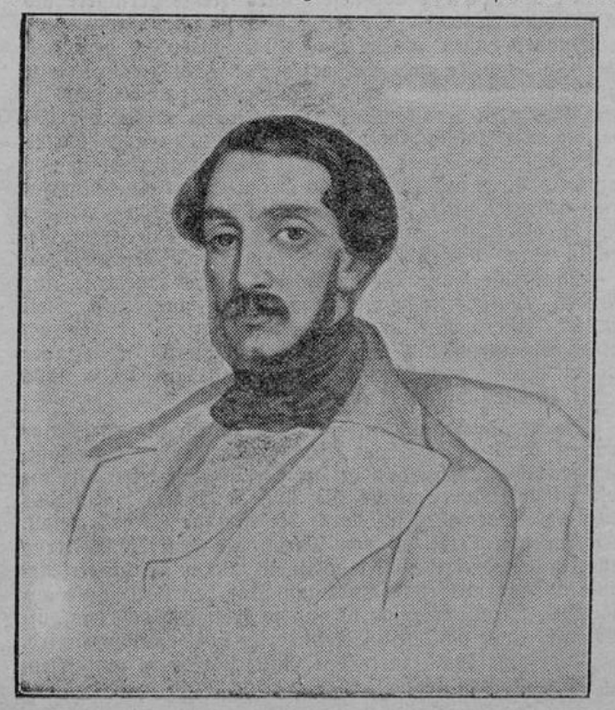
(Fortsetzung folgt)

„Hier hab' ich so manches liebe Mal . ."

Ein Denkmal für den Dichter des Weserliedes

Von Reinhold Börner, Rinteln a. d. Weser.

Anläßlich des 50. Todestages des Dichters des Weserliedes, Franz v. Dingelstedt, wird am 17. Mai in dem Dorfe Todenmann bei Rinteln an der Weser ein Dingelstedt-Denkmal eingeweiht. Die Baukosten des Denkmals sind von einem Heimatfreund zur Verfügung gestellt worden. Mit der Entstehung des volkstümlichen Weserliedes, das nicht nur in allen deutschen Gauen erklingt, sondern auch zu jenen deutschen Liedern gehört, die von den deutschen Gesangvereinen im Auslande, besonders in Amerika, mit besonderer Liebe gepflegt werden, hat es eine eigene Bewandtnis. Zwar gilt der von seiner schönen Heimat begeisterte Dingelstedt mit Recht als der Sänger der Weser. Von ihm stammt das Gedicht „Ich kenne einen deutschen Strom", das bis heute als das schönste Gedicht über die Weser gilt. Als er das später von Pressel vertonte „Weserlied" dichtete, dachte er aber sicher nicht daran, die Weser zu verherrlichen. Das Gedicht „Hier hab' ich so manches liebe Mal" ist vielmehr ein Liebesgedicht, das seine Entstehung einer Enttäuschung verdankt, die dem damals 24jährigen Dingelstedt seine Rintelner Jugendliebe Auguste Dunker bereitet hatte. Als er im Juli 1835 nach einem achttägigen Besuch seiner Vaterstadt Rinteln nach Ricklingen bei Hannover, wo er Hauslehrer war, zurückkehrte, hielt er noch einmal Einkehr in dem Gasthaus der „Tante Reese", einem beliebten Ausflugslokal der Rintelner Gymnasiasten, das ihm von seiner Schulzeit her vertraut war. Hier dichtete er das sentimentale Lied, das seiner Stimmung nach dem Zerwürfnis mit der Jugendgeliebten entsprach, und dessen erste Zeile er mit einem Diamanten in eine Fensterscheibe des Gasthauses einschnitt. Wenige Tage später schrieb er an seinen Freund Julius Hartmann in einem Briefe, in dem er sich über das Verhalten des Mädchens beklagte: „Hole sie der Teufel, wenn sie mich blos necken und reizen will. Wenn sie aber nur



durch dumme Redensarten anderer Leute und durch eine seltsame Furcht vor meinem sogenannten Spott oder meiner Herzens-Malice von mir entfernt wird, wenn sie mich lieb hat so recht von innen, recht weiblich und treu und rein und nur nicht glauben will, was ich ihr sage — nun dann hole der Teufel sie und mich und die ganze Welt!" Mit ganz ähnlichen Worten hat der junge Dichter seinem Kummer in dem Liede Ausdruck gegeben, dessen letzte Strophe in einer der verschiedenen älteren Fassungen lautet:

Die süßen Gestalten sind all' zerstreut,
Der Himmel beengt und trübe —
Fahrt wohl, ihr Engel der kindlichen Zeit,
Du auch, du verteufelte Liebe!"

Seltsamerweise hat man, obwohl das erste Wort des Liedes die Frage zu beantworten scheint, lange nicht gewußt, wo Dingelstedt das Weserlied gedichtet hat. Die Briefe an Hartmann waren noch nicht bekannt, die Fensterscheibe mit der Anfangszeile des Liedes war einem Wirtshausstreit der Dorfburschen zum Opfer gefallen, und außerdem schien das „ferne Wehr" auf die Rattenfängerstadt Hameln hinzuweisen. Der heute 75 Jahre alte Gastwirt Reese erzählte zwar, daß er als kleiner Junge die Fensterscheibe noch gesehen habe, daß in sie die Worte: „Hier hab' ich so manches liebe Mal mit meiner Laute gesessen" eingeschnitten gewesen seien und daß sich neben dem Worte „Laute" das ebenfalls mit einem Diamanten eingeritzte Abbild eines Likörglases befunden habe — aber die Darstellung wurde als Beweis für den Entstehungsort des Liedes stark angezweifelt. Da schrieb im Jahre 1925 der hochbetagt in Marburg lebende frühere Oberbürgermeister Geheimrat Dr. Schüler an den Verfasser dieser Zeilen, daß auch er die umstrittene Fensterscheibe noch gesehen habe. Er teilte weiter mit, welche Bewandtnis es mit dem Likörglase hatte. Der Lehrer für französische Sprache am Rintelner Gymnasium, Dr. Lobe, mit dem Dingelstedt zerfallen war, hatte das Likörglas an die Stelle der „Laute" in die Fensterscheibe eingeritzt. In seinem Roman „Die neuen Argonauten" (Fulda 1839) hat dann Dingelstedt seinen Widersacher als „Dr. Lobhudel" verewigt.

Eine weitere Zeugin für den Entstehungsort des Weserliedes fand sich in der Stiftsdame Else von Ditfurth-Dankersen, die als junges Mädchen Dingelstedt noch persönlich gekannt hat. Sie berichtet in einem Briefe vom 15. 2. 1925 von einer Begegnung mit Dingelstedt in Norderney und teilt mit, daß Dingelstedt selbst ihr gegenüber das „alte Gasthaus Reese in Todenmann" als den Platz bezeichnete, wo er das Weserlied gedichtet habe. Er fragte, ob die Fensterscheibe noch existiere, und beim Abschied sagte er: „Wenn Sie heimkehren, grüßen Sie meine erste Liebe" — ich sah ihn recht verblüfft an, denn ich ahnte ja nicht, wer seine erste Liebe war — da fing er an zu lachen und setzte hinzu: „Die Weser!" —

Dingelstedt war eine der interessantesten Persönlichkeiten seiner Zeit. Als Sohn eines kurhessischen Feldwebels aus einfachsten Verhältnissen stammend, erreichte er in einer für die damalige gesellschaftlich streng geordnete Zeit beispiellosen Laufbahn, die den genialen Bühnenleiter und „ersten Regisseur in Deutschland", wie Ludwig Geiger ihn nannte, über Stuttgart, München, Weimar nach Wien führte, die höchsten Ehrenstellen. Auch in der deutschen Literaturgeschichte hat sich Dingelstedt einen ehrenvollen Platz